

(Nachdruck verboten.)

8)

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von W. Andersen Regö.

Verechtigter Uebersetzung von Mathilde Mann.

Schwupp, schlugen die tanzenden Hände auf das Zugschneidmesser nieder, und der Meister wickelte die Lüne über der scharfen Schneide aus, den Kopf auf die Seite und mit geschlossenen Augen — der ganze Ausdruck abwesend in nach innen gewandtem Lachen. Aber dann plötzlich strahlte das Gesicht in Glückseligkeit auf, die ganze Gestalt kroch herum in närrischem Genuß, der eine Fuß griff verzweifelt in die Luft, als schlage er die Harfe mit den Beinen; Meister Andres war zugleich Musikidiot und musikalischer Clown. Und flüchtig lag dann das Messer an der Erde, und er hatte den großen blechernen Deckel in der Hand — tschin-da-da-da; tschin-da-da-dal. Die Flöte war mit einem Zauber-schlag in Trommel und Becken verwandelt.

Pelle lachte, so daß er zusammenbrach, sah erschreckt nach dem Spannriemen, und brach von Neuem in Lachen aus; aber niemand achtete auf ihn. Des Meisters Finger und Handgelenk tanzten einen Teufeltanz auf dem blechernen Deckel, und plötzlich fuhr der Ellbogen herzu und hieb darauf ein, so daß der Deckel gegen das linke Knie des Meisters sprang, — springen mußte, blitzschnell zurück gegen seinen hölzernen Absatz, der hinten vorstand, auf Pelles Kopf, ringsherum an die unmöglichsten Stellen, dum, dum, in wilder Wessensheit über die Flötentöne des Gesellen. Da war kein Halten mehr; der Geselle fing an, frech mit zu pfeifen, zuerst vorsichtig, und als ihm nichts an den Kopf flog, mit voller Kraft. Und der nächstjüngste Lehrling Jens, — der Musikteufel, wie ihn der Meister nannte, weil ihm alles zwischen den Fingern zu Tönen wurde — der griff so ungeschickt in den Pechdraht, den er gerade strich, daß der anfang, summend unter allem hinzulaufen, steigend und fallend zwischen zwei, drei Noten, wie ein wohlbehagliches Brummen, das das Ganze trug. Da draußen auf den Apfelzweigen kamen die Vögel gehüpft; sie legten den Kopf neugierig auf die Seite, sträubten die Federn wie verrückt und stürzten sich in diese Orgie von Jubel hinein, die von einem Stüch-schen knallblauen Himmels verursacht war. Aber dann bekam der junge Meister seinen Hustenanfall, und das Ganze geriet von selbst ins Stoden.

Pelle arbeitete im Pech herum, knetete und tat Fett hinein. Wenn die schwarze Masse im Begriff war steif zu werden, jagte er beide Hände in das heiße Wasser, so daß es die Fingerspitzen zerprengte. Der alte Zeppe kam vom Hof hereingetrippelt, schnell legte Meister Andres das Zugschneidbrett über das Buch und strich fleißig sein Messer.

„Das ist recht“, sagte Zeppe, „in die Wärme mit dem Pech, um so besser bindet es.“

Pelle hatte Pech zu Kugeln gerollt und sie in den Weichhottig geworfen, jetzt stand er schweigend da; er hatte nicht den Mut, selbst „fertig“ zu melden. Die Andern hatten die Pechprobe zu etwas Ungeheuerlichem aufgebauscht, es wuchsen alle Schrecken aus diesem Rätselhaften heraus, das seiner jetzt harrete; und wenn er nicht selbst gewußt hätte, daß er ein fixer Junge war — ja, dann hätte er das Ganze im Stich gelassen. Aber jetzt wollte er seine Gefahr bestehen, wie schlimm es auch kommen möchte, er mußte nur Zeit haben, erst herunterzuschlucken. Dann gelang es ihm am Ende, den Bauern nachdrücklich abzuschütteln und das Handwerk stand ihm offen mit seinem Gesang und Wanderleben und flotten Gesellenkleidern. Die Werkstatt hier war doch im Grunde nur ein hellommes Loch, wo man saß und sich mit stinkenden Schmierstiefeln abmühte; aber er sah ein, daß man da hindurch mußte, um in die große Welt hinauszugelangen, wo die Gesellen am Werkeltag mit Lackschuhen gingen und Schuhzeug für den König selber machten. Die kleine Stadt hatte Pelle vorläufig eine Ahnung davon gegeben, daß die Welt fast unüberwindlich groß war; und diese Ahnung erfüllte ihn mit Ungeduld. Es war seine Absicht, das Ganze zu bewältigen.

„Nu bin ich fertig!“ sagte er resolut; jetzt sollte es sich entscheiden, ob er und das Handwerk zu einander paßten.

„Dann kannst Du einen Pechdraht ziehen — aber lang wie ein böses Jahr!“ sagte der Geselle.

Der alte Meister war Feuer und Flamme. Er ging umher und gab Acht auf Pelle, die Zunge zum Munde heraus, fühlte sich ganz jung und verbreitete sich über seine eigene Lehrzeit vor sechzig Jahren in Kopenhagen. Das waren noch Zeiten! Da lagen die Lehrlinge nicht und schnarchten bis um sechs Uhr morgens, und schmissen die Arbeit hin, sobald die Uhr acht war, bloß um rauszukommen und zu rennen. Nein, um vier Uhr auf, und dann dabei geblieben, solange was da war. Damals konnten die Leute arbeiten, und da lernte man noch was; jedes Ding wurde einmal gesagt und dann — der Spannriemen. Damals genöth das Handwerk auch noch Ansehen, selbst die Könige mußten ein Handwerk erlernen. Es war nicht so wie jetzt, Pfuicherei und billiger Kram und sich herumdrücken um das Ganze.

Die Lehrlinge blinzelten einander zu, Meister Andres und der Geselle schwiegen; man konnte sich ebenso gut mit der Nagelmaschine zanken, weil sie schnurrte. Zeppe durfte alleine die Leine auslaufen.

„Du pechst doch gut?“ sagte der kleine Nikas, „es ist für Schweineleder.“

Die Andern lachten, aber Pelle strich den Draht mit einem Gefühl, als zimmere er sein eigenes Schafott.

„Nu bin ich fertig,“ sagte er mit leiser Stimme.

Das größte Paar Männerleisten kam von dem Vort herunter, sie wurden an das eine Ende des Pechdrahtes gebunden und ganz unten auf den Bürgersteig gebracht. Da draußen sammelten sich die Leute an und Neben stehen, um zu glocken. Pelle mußte ganz auf den Fenstertritt hinauf und sich gut vornüber beugen, Emil, als ältester Lehrling, legte ihm den Pechdraht über den Nacken. Sie waren alle auf den Beinen, mit Ausnahme des jungen Meisters; er nahm nicht teil an der Belustigung.

„Dann zieh,“ befahl der Geselle, der die feierliche Handlung leitete, „So — gerade herunter nach den Füßen.“

Pelle zog, und die schweren Leisten humpelten über das Steinpflaster hin; aber er hielt mit einem Seufzer inne, der Pechdraht hatte sich über seinem Nacken warm gelaufen. Er stand da und trat wie ein Tier, das mit den Füßen gestoßen wird und den Sinn davon nicht versteht, hob vorsichtig die Füße in die Höhe und sah sie gequält an.

„Zieh, zieh,“ befahl Zeppe. „Du mußt die Sache in Bewegung halten, sonst klebt es fest!“ Aber es war zu spät, das Pech war in den feinen Nackenhaaren erstarrt — Vater Rasse hatte sie die Glückslocke genannt und ihm daraus eine so große Zukunft prophezeit — und da stand er und konnte den Pechdraht nicht vom Fleck ziehen, wie er sich auch abmühte. Er schnitt verrückte Grimassen vor Schmerz, das Wasser lief ihm aus dem Munde.

„Se, er kann ja nicht mal ein Paar Leisten handhaben,“ sagte Zeppe spöttisch. „Es wird wohl am besten sein, wenn er aufs Land hinauskommt und den Rücken wieder den Hintern abwischt!“

Da gab sich Pelle zornentbrannt einen Ruck, er mußte die Augen schließen und sich winden, als es losließ. Etwas Kleistriges glitt zusammen mit dem Pechdraht durch seine Finger, das war wohl blutiges Haar; und über dem Nacken brannte sich der Pechdraht seinen Weg vorwärts, in einer Rinne aus Blutwasser und geschmolzenem Pech. Aber Pelle fühlte keine Schmerzen mehr, es wallte nur bitter auf in seinem Kopf, er empfand ein wunderbar, unklares Verlangen, einen Hammer zu nehmen und sie alle niederzuschlagen, die Strafe hinabzulaufen und alles, was er traf, auf den Schädel zu hauen. Aber dann nahm ihm der Geselle die Leisten ab, der Schmerz war wieder da und seine ganze Erbarmlichkeit. Er hörte Zeppes freischende Stimme, und sah den jungen Meister, der da saß und sich duckte, ohne den Mut zu haben, seine Meinung zu äußern, er empfand auf einmal ein solches Mitleid mit sich selbst.

„Das war recht,“ sagte Zeppe, „ein Schuster darf nicht bange sein, sich die Haut ein wenig einzupechen. Was? Ich glaub wirklich, er hat Dir Wasser aus den Augen gezogen!“

Nein, als ich noch Lehrling war, da war es eine Pechprobe, wir mußten den Pechdraht zweimal um den Hals schlingen, ehe wir zuziehen durften. Der Kopf hing an einem dünnen Seiden und baumelte, wenn wir fertig waren. Ja, das waren Zeiten!

Pelle stand da und trippelte, um das Weinen zu bekämpfen; aber er mußte doch vor reiner Schadenfreude sichern — bei dem Gedanken an Zeppe's baumelnden Kopf.

„Dann müssen wir wohl mal sehen, ob er ein an den Brummenschädel vertragen kann,“ sagte der Gesell und stellte sich auf, um zuzuschlagen.

„Nein, damit warte nur, bis er es verdient hat,“ fiel ihm Meister Andres hastig ins Wort. „Es wird sich schon eine Veranlassung finden.“

„Mit dem Pech wird er ja fertig,“ sagte Zeppe, „aber wie ist es, kann er sitzen? Ja, denn es gibt welche, die die Kunst nie erlernen.“

„Das muß ja ausprobiert werden, ehe er für brauchbar erklärt wird,“ sagte der kleine Nikas mit Grabesernst.

„Seid Ihr bald fertig mit Euren Narrenposen?“ fragte der junge Meister zornig und ging seiner Wege.

Aber Zeppe war ganz in seinem Element; er hatte den Kopf voll von Jugenderinnerungen, eine ganze Kette von teuflischen Einfällen, um die Weiße feierlich zu gestalten. Damals, da brannte man ihnen das unauslöschlich ein, sie nahmen niemals Reißens, sondern hielten es hoch in Ehren, so lange sie atmeten. Aber jetzt war die Zeit weidlich und voll Anstellerei, der eine konnte dies nicht vertragen, und der andere das nicht; es gab Lederkolik und Sitzkrankheit und Gott weiß was. Jeden zweiten Tag kamen sie mit einem Attest angerannt, daß sie an Sitzgeschwüren litten, und dann konnte man wieder von vorne anfangen. Nein, zu meiner Zeit, da gingen wir anders vor, den Bengel nachend über ein Dreibein gezogen und zwei Mann mit Spannriemen drauf los, das war Leder auf Leder, und dabei lernten sie, verdammt und verflucht, das Eigen auf den Stühlen vertragen.“

Der Geselle machte ein Zeichen.

„Na, ist der Stuhlsitz nun schon geweiht und darüber gebelet? — Ja, dann kommst Du ja hingehen und Dich setzen.“

Pelle ging stumpfsinnig hin und setzte sich, ihm war jetzt alles ganz egal. Aber er fuhr mit einem Angstschrei in die Höhe und sah sich gehässig um, er hatte einen Hammer in die Hand genommen und der entfiel ihm jetzt wieder, und nun weinte er aus allen Schleißen.

„Was zum Teufel stellt Ihr da eigentlich mit ihm an?“

Der junge Meister kam aus der Zuschneidkammer herausgelaufen. „Was für Niederträchtigkeiten habt Ihr nun wieder ausgeheckt?“ Er ließ die Hand über den Stuhlsitz fahren, der mit abgebrochenen Pfriemenpipen besetzt war. „Ihr seid teuflische Barbaren; man sollte glauben, daß man zwischen Wilde wäre!“

„So'n Weichling,“ höhnte Zeppe, heutzutage darf man einen Jungen wohl nicht mal ordentlich in die Lehre nehmen und ihn ein bißchen gegen die Geschwüre impfen. Man soll die Bengels woll vorn und hinten mit Honig salben, so wie die Könige von Israel? Aber Du bist ja Freigeist!“

„Du sollst rausgehen, Vater!“ schrie Meister Andres ganz außer sich. „Du sollst rausgehen, Vater.“ Er zitterte und war ganz grau im Gesicht. Und dann schob der alte Meister ab, ohne Pelle den Schulterriß gegeben und ihn ordentlich ins Handwerk aufgenommen zu haben.

Pelle saß da und besann sich, er war im Grunde verlegen. Aus allen den verblühten Andeutungen war etwas Schredliches aber zugleich auch Imponierendes emporgesproßt. Er hatte die Probe in seiner Phantasie zu etwas von dem aufgekauft, was die großen Grenzscheiden im Leben setzt, so daß man auf der anderen Seite als ein ganz anderer hervorgeht, etwas in dem Sinne der geheimnisvollen Beschneidung in der Bibel — eine Einweihung zu dem Neuen. Und dann war das Ganze nur eine boshaft ersonnene Tortur!

Der junge Meister warf ihm ein paar Kinderschuhe hin, die zu besohlen waren; in das Fach aufgenommen war er also und brauchte sich nicht länger damit zu begnügen, Pechdraht für die anderen anzufertigen. Die Tatsachen wollten sich nur nicht in Freude verkehren. Er saß da und kämpfte mit etwas Sinnlosem, das fortfuhr, aus seinem Grunde aufzusteigen; wenn es niemand sah, neigte er die Finger mit Spude und strich sich über den Nacken hin. Er kam sich vor, wie eine halberöffnete Nabe, die sich aus dem Strick befreit hat und nun dasigt und ihre Strähnen trocknen läßt.

Draußen unter den Apfelbäumen schwamm das Sonnen-

licht golden und grün, und ganz weit hinten drin — drüßern im Garten des Schiffers — gingen drei hellgekleidete Mädchen und spielten; sie glichen Wesen aus einer anderen Welt; Glückskinder am sonnenhellen Strande, wie es im Liede hieß. Von Zeit zu Zeit kam eine Ratte hinter dem Schweinekoben zum Vorschein und watete rasselnd in dem großen Haufen Glascherben umher. Und das Schwein stand da und knurpelte verdorbene Kartoffeln in sich hinein, mit diesem verzweifeltsten Geräusch, das allen stolzen Zukunfts träumern Pelles ein Ende machte und ihn mit Sehnsucht erfüllte — ach, mit einer so unsinnigen Sehnsucht.

Daß auch alles Mögliche auf ihn einstürmen mußte in diesem Augenblick, wo er sich eigentlich als Sieger fühlen sollte; alle Drangsale der Probezeit hier in der Werkstatt, Straßenjungen, Lehrlinge, die ihn nicht anerkennen wollten, alle seine eigenen Ecken und Kanten, mit denen er hier in der Fremde beständig anrannte. Und dann diese düstere Werkstätte selbst, wohin nie ein Sonnenstrahl kam — und der Respekt! Der Respekt, der bei ihm immer zu kurz kam.

Wenn der Meister nicht zugegen war, ließ sich der kleine Nikas zuweilen zu einem Geplauder mit den ältesten Lehrlingen herab. Dann konnten Aeußerungen fallen, die Pelle neue Gesichtskreise eröffneten, und er mußte fragen; oder sie sprachen von dem Lande da draußen, das Pelle besser kannte, als sie alle zusammen, und er plumpste mit einer Berichtigung heraus. Rasch war die Ohrfeige da, so daß er in die Ecke trudelte; er hatte seinen Mund zu halten, bis man sich an ihn wandte. Aber Pelle, der Augen und Ohren gebrauchte und mit Vater Lasse über alles im Himmel und auf Erden geschwätzt hatte, er konnte es nicht lernen, den Mund zu halten.

Sie trieben ihm mit harter Hand ein jeder sein Quantum Respekt ein, von den Lehrlingen bis zu dem alten Meister, der vor Fachstolz beinahe plakte; nur Pelle hatte keine Ansprüche auf irgend etwas, er mußte an alle steuern. Der junge Meister war der einzige, der sich nicht wie ein Joch auf den Rindersinn des Jungen legte. Leicht wie er war, konnte er gleichgültig über den Gesellen und das Ganze hinwegsehen und zufällig da niederplumpsen, wo Pelle saß und sich klein fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Debüt.

Von E. G. Gild.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Nachdem sie im Konservatorium von Paris den ersten Preis für Klavierspiel erhalten hat, ist Fräulein Josephine Dupont in ihre Vaterstadt Papotteburg heimgekehrt und hat sich daselbst als Musiklehrerin niedergelassen. Diese Tatsache, welche die hiesigen Papotteburger etliche Male in den Lokalblättern haben lesen können, hat im Schoß der Familie Dupont eine Reihe von mehr oder weniger bedeutsamen Umwälzungen ausgelöst.

1. Herr Oufime Dupont, der Vater von Josephine, ein pensionierter Chausseeaufseher, hat das „Börsencafé“, wo er bis dato mit seinen Freunden täglich sein Spielchen zu machen pflegte, verlassen und besucht fortan nur noch das „Café de Paris“, den Treffpunkt der vornehmen Welt von Papotteburg.

2. Madame Estelle Dupont hat ein Dienstmädchen engagiert.

3. Fräulein Josephine Dupont hat ihren Vornamen Josephine mit dem weniger alltäglichen Josette vertauscht.

Das Resultat dieser Veränderungen, welche ihre Existenz von Grund aus revolutioniert haben, ist indessen nicht derart gewesen, wie es die Duponts gehofft haben. Die heißersehnten Klavierzöglinge — zehn Frank pro Stunde, unter dem darf man bei einem ersten Preis des Konservatoriums von Paris wohl nicht nehmen — sind noch immer eine schöne Zukunftsmusik.

Man beschließt daher, schwereres Geschäft aufzufahren. Eines Tags lesen die hiesigen Papotteburger in den Zeitungen die Ankündigung eines „Klavierskonzerts von Fräulein Josette Dupont“. Das mitabgedruckte Programm umfaßt 48 Musikstücke „klassischer und moderner Meister“.

II.

Im Festsaal von Papotteburg. Ungefähr 600 Personen. Viele junge Mädchen (die Pensionate vollzählig), einige Offiziere, der Maire und ein Teil des Municipalrats.

Man plaudert in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Ein junges Mädchen (in einer Gruppe): „Ach Unsinn! Ich sage Dir doch, sie ist ein ganz hochnäsiges Geschöpf!“

Ein zweites junges Mädchen: „Aber trotzdem —“
Die erste: „Sie ist ein ganz hochnäsiges Geschöpf! Schon als Kind hat sie immer so vornehm getan. Sie ist dumm, eingebildet, klatschschätzig.“

Die zweite: „Woher weißt Du?“

Die erste: „Oh, ich weiß! Ich spreche aus Erfahrung: ich bin ihre Jugendfreundin!“

An anderer Stelle disputiert der Kritiker vom „Papotteburger Echo“, Alexander Vouhot, mit Herrn Amadée Floche, seinem Kollegen vom „Lokal-Anzeiger“.

Vouhot: „Wie alt ist denn das Wunderkind?“

Floche: „Sein Vater gibt ihm 16 Lenz.“

Vouhot: „Hübsch?“

Floche: „Geheimdassache! Sie war mit ihrem Vater bei uns in der Redaktion. Sie ahnelt ihrem Vater.“

Vouhot (eine Grimasse schneidend): „Also keine Venus! Und — ist Geld da?“

Floche: „Warum? Wollen Sie die Dame heiraten?“

Vouhot: „Im Himmelswillen — nein! Ich frage deshalb, weil Vater Dupont uns hat, eine kurze Biographie der jungen Künstlerin zu bringen, hinterher aber einen Nordspektakel machte, als man dafür einen Frank pro Zeile verlangte.“

Floche: „Freilich, freilich. Als Chauffeeraufseher ist noch niemand Millionär geworden. Aber dennoch zweifle ich nicht, daß da irgendwo ein alter Strumpf mit den Ersparnissen —“

Vouhot: „Mutter Dupont soll schauderhaft geizig sein?“

Floche: „Das habe ich auch gehört . . .“

Im Künstlerzimmer.

Madame Dupont: „Dreh' Dich mal um! Dein Kleid sieht nicht besonders.“

Josette (ärgert): „Na ja, da haben wir's! Wie das Geld, so die Ware!“

Madame Dupont: „Was willst Du damit sagen?“

Josette: „Was ich damit sagen will? Sehr einfach! Wenn Du nicht so gefaustet hättest, würde mein Kleid jetzt besser sitzen.“

Madame Dupont: „Wie? Du wirfst mir meine Sparsamkeit vor? (Josette zuckt ungeduldig die Achseln.) Ei, sieh mal an! Das ist ja niedlich! Wenn ich nicht die paar Groschen zusammengehalten, wenn ich nicht mein ganzes Leben lang an allen Ecken und Kanten geknappst hätte, Du wärest heute nicht das, was Du bist! . . . Hätte ich das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen wollen wie Dein Vater, dann hätten wir Dich nicht ins Konseratorium schicken können. (Zum eintretenden Dupont:) Nun, sind viele Leute da?“

Dupont: „Um . . . 600 Personen.“

Madame Dupont: „Ausgezeichnet! Du hast doch nicht mehr als 200 Freibilletts verteilt?“

Dupont (nach einigem Zögern): „N—ein.“

Madame Dupont: „Also 400 bezahlte Plätze — zu 3 Frank — das macht 1200 Frank! — Gib auf den Kassierer acht, hörst Du!“

Dupont: „Aber — es ist doch Dein Bruder?“

Madame Dupont: „Ein Grund mehr!“ (Dupont zuckt die Achseln.)

Dupont (zu Josette): „Schnell, Kindchen! Man wird schon ungeduldig im Saal!“

Madame Dupont: „Ja, ja — gleich!“

Josette: „Ich bin fertig.“

Ein Glodenzeichen. Die Gespräche verstummen. Auf dem Podium erscheint am Arme ihres Vaters, auf dessen Fadausschlag eiserne Kriegsbildmünzen klingeln, Fräulein Josette Dupont in einem ziegelroten Kostüm. Schüchternes Weisfallklatschen.

Josette läßt sich vor dem Flügel nieder und nimmt eine Beethoven'sche Sonate in Angriff. Das Stück wird glanzvoll, im Sturm genommen. Applaus. Ein Blumenkorb wird auf Podium gereicht. Halbblaute Kritiken, während die Künstlerin ausruht.

Ein Offizier (nachsichtig): „Nicht übel.“

Eine Dame: „Ja, eine schöne Technik.“

Eine Freundin: „Biel Virtuosität — aber keine Seele!“

Zweite Freundin: „Seele? Wo sollte sie die wohl hernehmen?“

Floche (zu Vouhot): „hm, hm.“

Vouhot (zu Floche): „hm, hm.“

Ein junger Mann: „Wer hat den Blumenkorb gestiftet?“

Ein junges Mädchen (überlegen): „Gott, wie naiv Sie sind! Vater Dupont natürlich!“

Eine alte Dame (welche Josephine heißt): „Warum nennt sie sich eigentlich Josette? Ist ihr „Josephine“ nicht fein genug?“

Zweite alte Dame: „Josette — das reimt sich auf Grisette. Pui, wie unständig!“

Madame Dupont (zu ihrem Gatten): „1200 dividiert durch 48 — macht wieviel?“

Dupont: „Warum?“

Madame Dupont (kategorisch): „Rechne!“

Zweites Stück. Neuer Applaus. Weitere Kritiken.

Madame Dupont: „Das macht wieviel? 1200 durch 48?“

Dupont: „Das macht 25.“

Madame Dupont: „Schön! Also jedes Stück, das Josette spielt, bringt ihr 25 Frank ein.“

Dupont: „? ? ?“

Madame Dupont (erklärend): „Ich schätze die Zahl der Personen, welche ihre Billetts bezahlt haben, auf 400. Das macht 1200 Frank Einnahme. 48 Stücke werden gespielt. 1200 durch 48 —“

Dupont (mit einer Grimasse): „? ? ?“.

Das Konzert wird fortgesetzt, aber der Enthusiasmus wird immer geringer. Und die Zuhörer machen es wie der Enthusiasmus: beim 18. Stück sind keine 300 Personen mehr im Saal. Die Gefahr begreifend, kürzt Josette Chopin ab, verflümmelt Mozart usw. Aber auch diese frevelhaften Opfer, welche das Publikum übrigens gar nicht gewahrt wird, sind umsonst: bei Schluß des Konzerts ist noch ungefähr ein halbes Hundert Personen anwesend, die durch die Langeweile versteinert zu sein scheinen.

Eine Freundin: „Schön?“

Im „Künstlerzimmer“. Fräulein Dupont tritt ein und schlägt die Tür heftig hinter sich zu. Madame Dupont schweigt. Herr Dupont hüstelt verlegen.

Madame Dupont (ängstlich): „Na, alles in allem war es gar nicht so schlecht.“

Josette (bitter): „Bloß nicht! Ein anständiges Fiasko!“

Madame Dupont: „Aber durchaus nicht! Wirklich nicht!“

Josette: „Doch!“

Dupont: „Ich versichere Dir . . .“

Josette (aufbrausend): „Es ist aber auch eine Idee, dem Publikum 48 Nummern zuzumuten!“

Madame Dupont: „An wem liegt die Schuld? An Deinem Vater! Ich sagte ja, 36 Stücke wären vollkommen genügend.“

Dupont: „Du sei nur ganz still! Wenn wir auf Dich hätten hören wollen, würde Josette noch zwei Stunden länger gespielt haben. Du sagtest tagaus, tagein: Die Leute müssen etwas für ihr Geld haben. Man muß Ihnen beweisen, daß Josette etwas kann!“

Madame Dupont: „Das sage ich auch noch! Und Josette hat den Beweis erbracht. Uebrigens ganz gleich — wir können zufrieden sein. (Zu Josette:) Jedes Stück, das Du gespielt hast, bringt Dir 25 Frank ein.“

Josette (ohne zu begreifen): „25 Frank?“

Madame Dupont: „Ja. Die Einnahme beträgt ungefähr 1200 Frank. 1200 dividiert durch 48 —“

Josette: „Wir haben 1200 Frank Einnahme?“

Dupont: „Nein.“

Madame Dupont (lebhaft): „Mehr? (Dupont zuckt die Achseln.) Wieviel?“

Dupont: „Wieviel? (mit Todesberührung) Sechs Frank!“

Madame Dupont: „Wie? Sechs Frank? Aber es waren doch wenigstens 600 Personen im Saal! Und Du hast nur 200 Freibilletts verteilt? (Von Argwohn ergriffen.) Oder hast Du mehr verteilt?“

Dupont: „Am dem — ja!“

Madame Dupont: „Dummlopf!“

Dupont (wütend): „Dummlopf?“ So? Na, dann arrangiere Du doch das nächste Konzert, wenn Du so schlau bist!“ (Er nimmt Hut und Stock.)

Madame Dupont: „Woher gehst Du?“

Dupont: „Wo ich zu tun habe. Wenn ich nicht so bald nach Hause komme, beunruhigt Euch nicht weiter!“ (Er geht.)

Madame Dupont (zu Josette): „Du Unglückskind! An dem Tage, an dem man Dich zum erstenmal hat Klavier spielen lassen, — wahrhaftig, man hätte besser getan, Dich mit einem großen Stein am Halse ins Wasser zu werfen!“

Josette (bitter): „Sechs Frank dividiert durch 48 — macht wieviel?“

III

Ein Privatkabinett im Restaurant Durand, dem feinsten Lokal von Papotteburg. Amadée Floche und Alexander Vouhot, die beiden Oberpriester der Papotteburger Kritik, heißen in Gesellschaft von Herrn Onésime Dupont — selbstverständlich auf seine Kosten. Das Souper ist exquisit. Gute, alte Weine begießen es. Und dank diesen guten, alten Weinen entdecken die beiden Journalisten plötzlich, daß Fräulein Dupont eine außergewöhnliche, gottbegnadete Künstlerin ist.

Floche: „Alles in allem, mein teurer Herr Dupont, war es ein schöner Erfolg Ihres Fräulein Tochter.“

Vouhot: „Ein großer Erfolg!“

Dupont: „Nicht wahr?“

Floche: „Ja, Sie können zufrieden sein.“

Dupont: „Das bin ich auch. Wenn nur die Einnahme besser gewesen wäre!“

Vouhot: „Na ja — hm — aber was wollen Sie! Für ein Debut muß man schon Opfer bringen können!“

Dupont: „Es scheint so.“

Floche: „Dieses Konzert wird Fräulein Dupont zweifelsohne viel Schüler —“

Dupont: „Ich hoffe es.“

Floche: „Uebrigens werden die Rezensionen, welche wir über das Konzert schreiben werden, sehr wesentlich dazu beitragen.“

Dupont: „Ich danke Ihnen, meine Herren!“

Floche: „Glauben Sie mir: das Geld, welches Sie für dieses Konzert verausgabte haben, ist gut angelegtes Geld.“

Vouhot (nachdem er seinen Kollegen ins Einverständnis gezogen, indem er ihm heimlich auf den Fuß getreten hat): „Apropos, mein lieber Floche! Da wir gerade von Geld sprechen. . . Ich möchte Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten. Vorgen Sie mir doch 200 Frank!“

Floche (wichtig, seine Börse ziehend): „Aber gern!“

Vouhot (erklärend): „Ich habe mich nämlich mit einigen

Freunden verabredet, eine Partie Bakarat zu machen, habe aber ver-
gessen, Geld zu mir zu stecken."

Floche: „Donnerwetter! Ich glaubte, die Bagatelle bei mir zu
haben — und ich habe nichts!"

In diesem Augenblick bedauert Herr Onésime Dupont, daß er
bei Beginn des Soupers so unvorsichtig gewesen ist, seine wohl-
geputzte Brieftasche setzen zu lassen.

Floche (verzweifelt seine Börse durchwühlend): „Nein — ich
habe nichts! Aber — eigentlich — Herr Dupont könnte vielleicht —?"

Dupont (ohne Entzusehens): „Aber natürlich!" (Er reißt
Bouchot voll Bedauern zwei Banknoten.)

Bouchot: „Pardon, das sind zwei Fünzigler!"

Dupont: „Ach, richtig! Entschuldigen Sie! Hier, bitte!"
(Er gibt noch zwei Banknoten.)

Bouchot: „Merci. Ich werde es Ihnen morgen wieder-
geben."

Floche (plötzlich begeistert): „Auf das Wohl von Fräulein
Josette?"

Bouchot: „Auf ihre künftigen Erfolge!"

Floche: „Auf ihr nächstes Konzert!"

Dupont (beiseite): „Lieber nicht!"

IV.

Am folgenden Tage konnten die Papotteburger zum Morgen-
kaffee im „Lokal-Anzeiger" folgenden, von Amadée Floche ge-
zeichneten Artikel lesen:

„Das gestern von Fräulein Josette Dupont veranstaltete
Konzert ist für die junge Künstlerin zu einem großen, berechtigten
Erfolg geworden. Der Saal erwies sich als zu klein, um alle Ver-
ehrer guter Musik zu fassen, welche sich eingefunden hatten, der
talentvollen Künstlerin zuzuhören."

48 Nummern auf dem Programm. Die glühenden Verehrer
des Pianos konnten reichlich auf ihre Kosten kommen. Und sie
kamen auf ihre Kosten. Nicht nur quantitativ, sondern auch
qualitativ.

Das kraftvolle und doch dezente Spiel von Fräulein Josette
Dupont hat stürmischen Beifall gefunden. Applaus, Hervorrufe,
Blumenspenden — alles wurde der sympathischen jungen Künstlerin
in überreichem Maße zu teil.

Wir rufen Fräulein Josette Dupont zu: „Auf baldiges
Wiedersehen!"

Kleines feuilleton.

Die überseeische Aus- und Einwanderung ist ziemlich starken
Schwankungen unterworfen. In den letzten fünf Jahren bewegte sich
die Piffer der Auswandernden in Deutschland zwischen 3,2 und 6
auf je 10 000 Einwohnern. Sie betrug nämlich:

1906	81 074	= 5,0	auf 10 000 Einwohner
1907	81 696	= 5,1	" " "
1908	19 883	= 3,2	" " "
1909	24 921	= 3,9	" " "
1910	25 531	= 3,9	" " "

Die Jahre 1906 und 1907 waren Krisenjahre. Infolgedessen
suchten viele Deutsche jenseits des Meeres bessere Existenzbedin-
gung zu finden. Auch 1908 war noch ein Jahr des wirtschaftlichen
Niederganges, die Krisenwelle hatte aber inzwischen Amerika er-
reicht und hort noch ungünstigere Arbeitsverhältnisse geschaffen,
so daß von dort kein Heil mehr zu erwarten war. So sank denn
der Strom der Auswandernden rapid und erreichte mit 3,2 pro
10 000 sogar den relativ niedrigsten Stand seit dem Jahre 1871.
Die letzten Jahre brachten wieder eine kleine Erhöhung.

Das Ziel der meisten Auswandernden des Jahres 1910 war
wie immer die Vereinigten Staaten von Nordamerika: 22 773 =
89,8 Proz. aller Auswandernden gingen dorthin. Weitere 460 ent-
fielen auf Britisch Nordamerika, 353 auf Brasilien, 793 auf Ar-
gentinen, und 931 auf das übrige Amerika, während auf ganz
Afrika nur 16, auf Asien 0 und auf Australien 128 Auswandernde
kamen. Bei diesen Zahlen ist jedoch zu bemerken, daß die Aus-
wandernden in die deutschen Schutzgebiete hier nicht berücksichtigt
sind, da sie nicht als Auswanderer im Sinne des Gesetzes gelten.

Die meisten Auswandernden stellte die Gruppe Gewerbe und
Bauwesen mit 7222 Personen; es folgt die Gruppe Land-
und Forstwirtschaft mit 7072, das Handels- und Versicherungsgewerbe
mit 2317, häusliche Dienstboten mit 2088 Personen usw.

Was Geschlecht und Familienstand der Auswandernden be-
trifft, so lagen darüber bezüglich 23 423 Personen Angaben vor.
Von diesen waren 14 153 = 60,4 Proz. männlichen und 9270
= 39,6 Proz. weiblichen Geschlechts. 8730 Personen reisten in
Familien; auch unter den 14 693 allein reisenden Personen be-
fanden sich noch 2147 verheiratete Männer, die offenbar voran-
reisten, um ihrer Familie drüben ein Heim zu bereiten. Die
meisten Auswandernden standen im Alter von 20—50 Jahren.

Schon seit Jahren übertrifft die deutsche Einwanderung in
Deutschland bei weitem die Auswanderung. Die erstere betrug in
den letzten drei Jahren 216 917 (1908), 127 618 (1909) und 154 393
(1910). 64,4 Proz. der im Jahre 1910 Einwandernden kamen aus
Nordamerika, 952 aus Westindien und Mexiko, 10 248 aus Süd-
amerika, 883 aus Ostasien, 4677 aus Afrika und 531 aus Australien.

Naturwissenschaftliches.

Literatur für Aquarienfreunde und Strand-
wanderer. Aus der Fülle der Schriften, die sich den Freunden
heimischer Naturbetrachtung anbieten, verdienen die folgenden Er-
wähnung. In der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" hat
E. W. Schmidt „Das Aquarium" behandelt (Verlag von
W. G. Teubner, Leipzig; Preis 1 M., geb. 1,25 M.). Angezogen der
zahlreichen, zum Teil recht guten Führer für Aquariumliebhaber ist
es fast ein Wagnis, zum so und solielken Male ein neues Buch
dieser Art zu schreiben. E. W. Schmidt hat aber gleichwohl eine
empfehlenswerte Leistung zustande gebracht, was wir in erster Linie
darauf zurückführen, daß er den Stoff gut beherrscht und daß er
ihn gut gliedert. Es werden der Reihe nach behandelt die Geschichte
der Aquarien, ihre Einrichtung und Unterhaltung, ihre Pflanzung
und Belegung mit Tieren, dann das Seewasser-Aquarium
(besser Einrichtung nach Schmidt erheblich weniger schwierig ist,
als gewöhnlich angenommen wird) und Freiland-Aquarium, wäh-
rend die letzten Abschnitte das Leben im Aquarium und das seiner
Tiere und Pflanzen von biologischen Gesichtspunkten schildern.
Diese letzten Kapitel sind die selbständigsten und reizvollsten, wie
besonders die Schilderungen aus dem Leben der Fische, das zur
Zeit der Brutpflege seine besonderen Eigenheiten entfaltet. Das
Büchlein empfiehlt sich daher in erster Linie für solche Aquarien-
freunde, die sich schon recht eingehend mit dem „See im Glase
Wasser" beschäftigen und zur großen Gemeinde der „Aquarianer"
zählen. In noch höherem Grade gilt dies für Professor Dr.
Klingingers „Belehrenden Begleiter für Aqua-
rien- und Terrarienfreunde" (Verlag von Strecker u.
Schroder in Stuttgart), der in erster Linie beim Besuche von
Aquariumausstellungen und Sammlungen Kenntnisse vermitteln
soll. Demnach zählt das Heft, nachdem es eine kurze Anleitung zur
Einrichtung von Aquarien gegeben hat, in systematischer Anordnung
eine große Zahl von Tieren und Pflanzen für das Aquarium auf,
jedes mit kurzer Charakteristik. Auch hier ist das Seewasser-Aqua-
rium behandelt.

Vom Aquarium zum Meeresstrande ist in der Natur nur ein
Schritt. Im praktischen Leben ist es allerdings für viele ein teurer
Schritt. Wem es aber einmal vergönnt wird, am Ost- oder Nord-
see-strande zu wandern, der sollte nicht veräumen, die Eindücke,
die ihn hier erwarten, an der Hand eines guten Führers zu ver-
teilen. Bei der Schaffung des „Strandbüchleins" (Verlag
der Französischen Verlagshandlung, Stuttgart; Preis 75 Pf., geb.
1,25 M.) haben sich fünf Fachleute zusammengetan, um den riesigen
Stoff in populärer Form zu meistern. Dr. Lindemann be-
schreibt den geologischen Aufbau der deutschen Küste. Die Dar-
stellung ist gut und durch sehr anschauliche Bilder unterstützt. Die
Strand- und Meerespflanzen behandelt Dr. Müschler, wobei die
Kahlen und bewachsenen Dünen in ihren Hauptformen dem Ver-
ständnis des Laien nach Möglichkeit näher gebracht werden.
Reichteres Spiel hat Dr. Floerke, dem die Schilderung des
Tierlebens am Strande Gelegenheit gibt, das Treiben der Möven,
Sturmschwalben und anderen Getiers lebendig zu schildern. Das
Tierleben des Meeres hat Dr. Kuhlmann bearbeitet. Quallen,
Seeesterne, Krabben, Muscheln und Schnecken spielen hier die Haupt-
rolle. Das Bändchen gehört auch im Hinblick auf die reichlichen
guten Abbildungen und den billigen Preis zu den empfehlens-
werten Erscheinungen der populären Literatur. L. L.

Hygienisches.

Die Bakterien im Schulstaub. Die Gesundheits-
pflege verwendet mit Recht eine große Aufmerksamkeit darauf, das
Dasein unserer Jugend in den Schulen so gesund und ungefährlich
wie möglich zu gestalten. Der Erzfeind der menschlichen Gesund-
heit, der Staub, ist in einer Schule, wo sich viele Füße, die gerade
von der Straße herkommen, zusammenfinden, besonders zu fürch-
ten, und es ist die Frage, ob alle neuen Verbesserungen unserer
Schulzimmer dazu ausreichen, die von ihm drohende Gefahr zu
vermindern. Um das festzustellen, hat Dr. Hermann Peters am
Bakteriologischen Institut in Brunn eine Untersuchung eingeleitet,
deren Ergebnisse er in der „Allgemeinen Wiener Medizinischen
Zeitung" mitgeteilt hat. Er prüfte zu diesem Zweck den vom Fuß-
boden gesammelten Staub aus einer alten und aus einer neuen
Schule, und zwar aus je einem Klassenzimmer und dem Turnsaal.
Der Staub wurde dann auf Menge und Art des Bakteriengehalts
durchsucht. Es zeigte sich zunächst, daß überhaupt verhältnismäßig
wenig Keime im Staub zu finden waren, obgleich gerade vor der
Entnahme der Proben ein regnerisches, schmutziges Wetter ge-
herrschte hatte und obgleich auch wieder eine besondere Reinigung
noch eine Lüftung der Räume vorgenommen worden waren. Auf-
fällig und eigentlich unerklärlich war dann die Tatsache, daß gerade
in der alten Schule fast immer weniger Bakterien im Staub vor-
handen waren als in der neuen. Durchweg war ihre Zahl am
größten auf den Bänken, fast ebenso groß am Boden und am ge-
ringsten am Katheder, also am Platz des Lehrers, wohin die Schüler
nur selten kamen. Im Turnsaal enthielt der Staub erheblich weni-
ger Bakterien. Der Art nach waren sie durchweg ungefährlich. Im
ganzen zieht Dr. Peters den Schluß, daß in älteren Schulen bei
genügender Lüftung und Reinigung der Zimmer mit Bezug auf
die Ansteckungsgefahr ebenso gesunde Verhältnisse geschaffen
werden können als in neuen Gebäuden.